

Der Traum vom Männerraum. Kommentar zu Ute Frevert

Das Militär scheint sich in den letzten Jahren besonders für geschlechtergeschichtliche Forschungen anzubieten, vermeint man hier doch in Reinkultur oder idealtypischer Versammlung Männlichkeit selbst, oder zumindest eine Schule der Männlichkeit finden zu können. Da Frauen vom Dienst an der Waffe ausgeschlossen waren, konnte das Militär nach Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht als exklusive Bühne der Repräsentation von Männlichkeit verstanden werden, gleichzeitig aber auch als eine Art von historischem Labor erscheinen, in dem verschiedene Praktiken und Techniken zur Herstellung, Kultivierung und Nutzbarmachung des Mannes erprobt wurden.

Allerdings wird häufig darauf verzichtet, die zugrundeliegenden Forschungsperspektiven in einen historischen Zusammenhang zu stellen, um sie selbst zu historisieren. Wer heute das Militär zum Forschungsgegenstand macht, stößt auf höchst unterschiedliche Schichtungen historischer Forschung: Nach der politikgeschichtlichen Kritik des Militarismus (u. a. bis hin zur Fritz Fischer-Kontroverse), untersuchte man – dem neomarxistischen Paradigma entsprechend – die ökonomische Basis, also die Rüstungsindustrie, bzw. den militärisch-industriellen Komplex. Parallel dazu wurden sozialgeschichtliche Fragestellungen virulent, gefolgt von alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Ansätzen, die den „Krieg des kleinen Mannes“, die militärische „Geschichte von unten“ thematisierten. Nicht zuletzt rückte das Militär auch ins Blickfeld struktur-, diskurs- und machtanalytischer Überlegungen zur Etablierung von Überwachungs- und Kontrollgesellschaften. Nun hat Geschlechtergeschichte, die der Geschichtswissenschaft im letzten Jahrzehnt zahlreiche Denkanstöße vermittelte, das Militär entdeckt und damit ein scheinbar unerschöpfliches Archiv an Problemstellungen. Angesichts dieser sich teilweise ablösenden, teilweise konkurrenzierenden Forschungsansätze stellt sich die hier nicht annähernd zu beantwortende Frage, worin der Erkenntniswert der diversen Forschungsstrategien bestand bzw. noch immer besteht.

Ute Frevert stellt ihrer Projekt-Konzeption einige Reflexionen zur Entwicklung frauen-, männer- und geschlechtergeschichtlicher Forschung voran. Vor allem mussten sich ihrer Ansicht nach die verschiedenen Ansätze aus den „Fallstricken des Essentialismus“ befreien, was im Falle der Männergeschichte nach Freverts Ansicht nicht ohne „Geburtswehen“ vonstatten gegangen sei. Die Männlichkeit und die Männer wären jedenfalls in der Geschlechtergeschichte nicht als „ontologische Seinsgegebenheiten, als Wesenseinheit“ auf die Welt gekommen.

Die wichtigste Konsequenz, neben der Subsumierung der Frauengeschichte unter die Geschlechtergeschichte, sei diese gewesen: Geschlecht musste als „Beziehungskategorie“ ernst genommen werden. Das allerdings führt, so Frevert, zur Frage, „was bei all dem Bekenntum zur Pluralität, zur Verflüssigung und Beweglichkeit (shifting?) von Geschlechter-Identitäten und Erfahrungen überhaupt noch übrig bleibt vom ‚Geschlecht‘ als heuristischer, d. h. neue Wirklichkeitsdimensionen aufschließender und Erklärungen anbietender Kategorie.“ Freverts Antwort enthält „die schlichte Erinnerung“ daran, dass die Kategorie „Geschlecht“ nicht von Forschern erfunden worden ist, um „gesellschaftliche Wirklichkeiten ex post zu ordnen und zu identifizieren“, sondern von allen „bisherigen und derzeitigen“ Gesellschaften

hergestellt wurde, um der „Geschlechterdifferenz Bedeutung“ zuzuweisen und sie „in ihren Organisationsprinzipien“ zu verankern. Aufgabe der Geschlechtergeschichte sei es nun, diese „Bedeutungszuweisung zu rekonstruieren – auf der normativen Ebene, in ihren kulturellen (Re-)Präsentationen, aber eben auch auf der Ebene des Alltagshandelns, des ‚doing gender‘.“ Freverts Ausführungen zur Geschlechtergeschichte und zum Militär werfen indes mehrere Probleme auf:

I. Essentialismus und Kategorie

Es ist heute üblich, am Essentialismus bzw. Substantialismus Kritik zu üben. Auch Ute Frevert gibt zu verstehen, die „Fallstricke“ dieses Paradigmas seien überwunden. Kaum ein Vertreter der begrifflichen Unterscheidung von Schein, Sein, Wesen und Begriff war allerdings blind genug, um nicht zu sehen, dass auch das Wesen eines Phänomens bzw. seine Substanz Veränderungen und Differenzierungen unterworfen ist. Auch Substanzen stehen traditionellerweise in Beziehung zueinander, und sind daher relational verknüpfbar. Problematisch ist also nicht nur der Essentialismus selbst, sondern vor allem auch der Kenntnisstand jener Historiker, die sich substantialistischer Metaphern bedienen, ohne das erkenntnistheoretische Konzept des Substantialismus vor der Kritik präzise nachzuvollziehen. Frevert jedoch versteht sich als Kritikerin und verfällt dennoch immer wieder der List des Essentiellen. Ein Umstand, der etwa an folgender Formulierung deutlich wird: „Denn in diesem Raum bewegen sich nicht nur *Männer*, genauer: *Wesen* männlicher Geschlechtszugehörigkeit, die zu Männern geformt werden sollen; hier bewegen sich auch Angehörige verschiedener sozialer Schichten, Konfessionen, Regionen.“ Oder: „Es ist schwer zu sagen, inwiefern die Militärerfahrung sich auf das Verhältnis der (*gewesenen*) *Soldaten* zu Frauen auswirkte.“ (Kursiv-Setzungen durch die Autoren)

Indes setzt Kritik am Essentialismus eine historisch-erkenntnistheoretische Kritik von Essentialismus (Wesen) und auch Geschichte (Gewesen) voraus, welche dann eine Historisierung ermöglichen könnte. Der gewesene Soldat ist bei Frevert sehr wohl ein wesender Mann. Kritik am Wesen ist jedoch immer auch Kritik am Gewesenen. Die dekonstruktive Frage, wie denn Differenzen den Effekt der Bedeutung produzieren, welcher dann anhand von Dokumenten historisch nachbuchstabiert werden könnte, bleibt hintangestellt. Auch ist es mehr als sonderbar, dass Frevert behauptet, die „Kategorie Geschlecht“ sei nicht von Forschern erfunden worden, um die Vergangenheit zu ordnen. Selbstverständlich war „Geschlecht“ als mehrdeutiger Ordnungsbegriff schon im 19. Jahrhundert geläufig, doch die begriffliche Zusammenführung von „Kategorie“ und „Geschlecht“ ist als *historisches Ereignis* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verorten und bleibt daher als analytische Konvention mit dem akademischen Feminismus untrennbar verbunden. „Gender as a usefull category“ hieß denn ein bahnbrechender Artikel von Joan Wallach Scott, der – neben anderen Argumentationen – die Möglichkeit schuf, verschiedene Diskurssysteme unter diesem Aspekt zu ordnen, was freilich in keinem anderen Zeitmodus als einem *ex post* geschehen kann, da zuvor keine Analyse unter Verwendung der Kategorie Geschlecht möglich gewesen war.

Ein analytischer Zug, den gerade Scott immer wieder betont, so wie sie auch bei der Verwendung von „Erfahrung“ zu einer Vorsicht mahnt, die Frevert ablehnen müsste.¹ Vor allem in den angloamerikanischen Debatten des psychoanalytischen und dekonstruktiven Feminismus hat sich die begriffliche Konvention der „Kategorie Geschlecht“ etabliert und ist daher freilich eine Wortfügung, die erst mit dem Aufkommen dieser Fragestellungen beginnen konnte, „die Vergangenheit“ neu zu ordnen. Damit war im Hinblick auf marxistische Orthodoxien immer auch beabsichtigt, Geschlecht als politischen Begriff in die Wissenschaft einzuführen, mithin die Degradierung des Geschlechterverhältnisses zum „Nebenwiderspruch“ aufzuheben. Damit

allerdings verding sich der Ordnungsbegriff Geschlecht - nunmehr zur Kategorie erhoben - erst recht in den „essentialistischen Fallstricken“. Die von Frevert angespielten Anfänge der Frauen-Geschichte erweiterten zwar die Studien um den Objektbereich „der Frau“, welche logischerweise zum Objekt „der Mann“ führen musste, verwendeten aber dennoch zu großen Teilen eben jene Instrumente und Methoden, welche ihnen von der Sozialgeschichte übermittelt worden waren. Die Sozialgeschichte ihrerseits war sowohl in ihren linken als auch rechten Spielformen durch und durch vom Essentialismus geprägt, man denke dabei an das Basis-Überbau-Theorem oder die Lehre vom „ganzen Haus“ und im allgemeinen an die unreflektierten Homogenisierungen unterschiedlicher Kollektive, Völker oder Gemeinschaften. Da nun „die Frau“ in der bisherigen Geschichte nicht existierte, verschaffte man ihr diese Existenz, ohne diesen Diskussionsrahmen zu verlassen oder die damit verbundenen ontologischen Axiome ihrerseits zu historisieren. Das widerfährt nunmehr auch „dem Mann“ als Gegenstand der Forschung, womit erneut das Sein ohne Geschichte ist.

Bezeichnenderweise wiederholt der Begriff „Beziehungskategorie“ im Rahmen der Absetzung vom Substantialismus nur selbstverständliches: Kategorien können als Ordnungsbegriffe (Gruppe, Klasse, Gattung, Art) aufgefasst werden, die ihren Rang bzw. ihre Position in der Hierarchie oder im Schema stets durch Bestimmung und Abgrenzung, d. h. durch Reflexion bzw. Negation anderer Ordnungsbegriffe erlangen. Kategorien entstehen nur in Reflexion und Deduktion, d. h. immer in Beziehung zu anderen Kategorien. Man kann eine Art, eine Gattung, eine Klasse oder Gruppe nur im Vergleich mit anderen Kategorien isolieren, wobei die Frage ist, mit welchen Kategorien diese Ordnungsbegriffe gewonnen werden. Mit einem Wort, es gibt – etwa im Kanon der Schulphilosophie – keine Kategorie, die sich nicht durch das Ausloten ihrer Beziehung oder ihrer Verbindung zu allen anderen Kategorien der logischen Hierarchie bestimmt (Einzelheit, Besonderheit, Allgemeinheit). So sind etwa bei Kant, der seine Kategorienlehre *in der Kritik* an Aristoteles ausarbeitet, Substanzen und Eigenschaften (substantia et accidens) selbst Relationskategorien (neben jenen der Quantität, Qualität und Modalität). Der Begriff der Kategorie – wie jener des Geschlechts – betrifft mithin direkt die Philosophie- und Begriffsgeschichte. Abgesehen von der eigentümlichen Verwendung des Begriffs „Beziehungskategorie“ stellt sich mithin angesichts der avanciertesten feministischen Diskussionen eine Epistemologie und Geschlechtergeschichte zutiefst betreffende Frage: Inwiefern handelt es sich bei „Geschlecht“ um eine „Kategorie“? Soll damit etwa gesagt werden, dass „Geschlecht“ den „Grund für jede mögliche Erfahrung“ darstellt? In Freverts Text bleibt diese für jede Form der Historiographie eminent wichtige Frage ungestellt und vielleicht nicht zuletzt deshalb unbeantwortet, weil davon ausgegangen wird, dass man im Militär des 19. Jahrhunderts eben *begründende* Alltagserfahrungen gemacht hat, mit denen die Forscher heute *begründete* Erfahrungen machen.

II. Objekt und Bedeutungszuweisung

Frevert setzt daher den Forschungsgegenstand Geschlecht, den Historiker heute konstruieren, mit jenem Phänomen „Geschlecht“ in eins, das in einer historischen Vergangenheit, die von ihr mehrfach „Realität“ genannt wird, wirksam war: „Offenbar haben alle bisherigen und derzeitigen Gesellschaften nicht darauf verzichten wollen, der Geschlechterdifferenz Bedeutung zuzuweisen (...).“ Dies funktioniert nur deshalb, weil „Geschlecht“ als Kategorie bezeichnenderweise empiristisch unterstellt wird. Die Kategorie der Analyse wird zu ihrem realen Gegenstand, welcher ihr angeblich auch historisch vorausging. Diese Identifikation von Forschungswerkzeug und Gegenstand ist jedoch problematisch; verweist sie doch auf die Annahme, das Vergangene könne durch etwas, das „Rekonstruktion“ genannt wird, geborgen oder gerettet werden. Ein

Verfahren, das allerdings nichts anderes markiert als historistischen Fetischismus. Dem Objekt der „Alltagshandlungen“ wird vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Zauberkraft zugesprochen, wodurch die Quellen erst zu einem Tor werden können, durch das der Historiker zum Ursprung und in die Realität der vergangenen „Alltagserfahrungen“ hinabsteigen könne, um hier die Bedeutungszuweisungen (Repräsentationen) des Geschlechts auf der kulturellen Ebene des „doing gender“ oder auf der normativen Ebene erkennen zu können. Unterschlagen wird so, dass erst die nachträglichen Bedeutungszuweisungen (Repräsentationen) des historisch Analysierenden etwa das Militär mit Begriffen wie „Vergemeinschaftungsdruck“ ausstatten, der sich bis dato in keinem militärischen Kodex findet. Ebenfalls hat man im 19. Jahrhundert mit Sicherheit *nicht* breit und kontinuierlich über die *Differenz* der Geschlechter und über Geschlecht als „Kategorie“ gesprochen und geschrieben. Ein Umstand, den Frevert selbst am Beginn des Artikels erwägt, wenn die *Erfahrungsdifferenzen* in diesem Bereich mit den politischen Erfahrungen einer Gegenbewegung in den 1980er Jahren in Verbindung gebracht werden. Nur durch diese eigentümlichen Verdrehungen und Projektionen wird aus einer Kategorie der Forschung eine historisch wirksame – und damit ungeprüfte – vermeintlich empirische Realität, die dann erkannt werden soll. So lässt sich auch die gänzlich von Dokumenten unterschiedene „externe“ Realität vergangener Alltagshandlungen und -erfahrungen argumentieren. Handlungen, die dann eben unabhängig von jeder *Schrift* dazu neigen, Bedeutungen zu produzieren. Vorstellungen stellen Vorstellungen vor. D.h.: Repräsentationen repräsentieren Repräsentationen: „Das Militär“ (und nicht Frevert) „konstituiert einen Raum, der ausschließlich von Männern bewohnt wird und der diese Exklusivität mit einem Programm des ‚doing gender‘ verknüpft.“

Freverts Frage: „Was wissen wir über die Realität?“ ist daher bezeichnend, denn man müsste wissen, dass man über dieses „Was“ einer vergangenen Realität von „externen“ Bedeutungen nichts wissen kann. Die „Realität“, die Frevert meint – eben jene historische Realität, die man gemeinhin als Vergangenes und Gewesenes bezeichnet – ist eben vergangen. An ihr „Was“ kommt man nicht heran und es ist mehr als müßig, sich auf Spurensuche zu machen, da Spuren meist nur zu anderen Spuren führen und damit nur in jenen Wald, den man bekanntlich vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Was aber – streng genommen – empirisch gesehen wird, sind keine vergangenen Alltagshandlungen, es sind auch nicht deren Spuren, sondern es sind „Quellen“, abzüglich dieser Ursprungsmetapher also en gros Dokumente und Schriftstücke oder -zeichen, denen aktuell – und zumeist diskursiv – produzierte Bedeutungen zugeordnet werden. Die Frage müsste also lauten: Was kann über diese Dokumente gewusst werden? Inwiefern können anhand der methodischen Konzertierung einer Dokumentensammlung geschlechtsspezifische Fragen gestellt und vielleicht beantwortet werden?

So aber führt der Sog einer problematischen und *mehr* als fiktiven, vergangenen „Realität“ – vermittelt über einen unstillbaren Mangel an alltäglichem Sinn – zur Gewohnheit, das was man dafür hält, mit vollen Realien auszustaffieren, die von Wesenheiten nicht mehr unterscheidbar sind. Bei Frevert führt dies etwa zur – bis in den Stil hinein symptomatischen – Frage (die gleichzeitig eine Suchanweisung enthält), „ob und wie sich solche Bezüge auf der Ebene des Alltagshandelns, der *konkreten* Einstellungsmuster *konkreter* Männer und Frauen wiederfinden lassen.“ (Kursivsetzungen durch die Autoren) Das Konkrete – also das gegenständlich Wirkliche – wird strapaziert und in der Vergangenheit historistisch behauptet, um die etwas farblose „Realität“ noch realer ausgestalten zu können. Obwohl es angeblich darum geht, die Differenzierungsordnungen auszumachen, welche zwischen Männern und Frauen diskursiv unterscheiden, sind diese Ordnungen dennoch Ansammlungen von Spuren des Alltags eben dieser vergangenen Männer und Frauen samt ihrer Erfahrungen, ihrer Praxisformen und Handlungen und deshalb eines von Beginn an unterschiedenen Geschlechts samt seiner allgemeinen Geschichte. Unter der

Hand reproduziert Frevert, wogegen sie vorgeht und operiert dabei mit einem dekonstruktiven Differenzbegriff, der mit sozialgeschichtlichen Vorgehensweisen definitiv inkompatibel ist. Nichts verweist so sehr auf diese methodischen Widersprüche wie die Wortfügungen Differenz-, „Erfahrung“ und Dekonstruktions-, „Arbeit“, die dekonstruktivem Vorgehen ganz einfach zwei Grundbegriffe der Sozialgeschichte unterstellen. Dekonstruktion und Sozialgeschichte stellen zwei unvereinbare Methoden dar, was freilich nicht nur Frevert *nicht* so sieht. Doch selbst wenn man im Rahmen des sozialgeschichtlichen Paradigmas argumentiert, gibt es noch einiges anzumerken:

III. Das Soziale

Es stellt sich die Frage, was man mit der Suche nach Geschlecht im Zusammenhang mit dem Militär bezweckt. Die bisherige Militärgeschichte – abgesehen von jener Geschichtsschreibung, die der Faszination der Uniformen, der Operationen oder der Technik erlag – war stets damit beschäftigt, den Anteil bzw. die Verantwortung des Militärs an den historischen Katastrophen zu erforschen und die Auswirkungen des militärischen Subsystems auf den Einzelnen, auf die sozialen Schichten oder Gruppen und auf andere soziale Subsysteme zu erfassen. Die Erforschung des Militärs und des Militarismus durch die Politikgeschichte versuchte die Verantwortlichkeit der Armeen und ihrer Führung vor allem im Zusammenhang mit den Weltkriegen zu analysieren. Die Wirtschaftsgeschichte untersuchte die Rüstungsindustrie und damit auch die Verantwortlichkeit der großen Kapitalinteressen. Die Alltags- und Mentalitätsgeschichte stellte sich die Frage, auf welcher massenpsychologischen Basis die Aggressions- und Kriegsbereitschaft überhaupt möglich war, d. h. wie es mit der Verführbarkeit bzw. Widerständigkeit des „kleinen Mannes“ stand. Die Geschichten der Diskurs-, Macht- und Medienanalysen brachten die Entstehung von Überwachungs- und Kontrollgesellschaften ein und analysierten die Formationen der staatlichen bzw. militärischen Herrschaft nicht direkt, sondern lenkten den Blick auf epistemologische Strukturen und Organisationsformen des Wissens, die bestimmte Formen von Gewalt und Herrschaft codieren und sie mithin erst ermöglichen. Freverts Geschlechtergeschichte lenkt nun den Blick auf den Zusammenhang zwischen Militär und Männlichkeit und es stellt sich zumindest die Frage, ob letztere in dieser Konzeption nicht hintergründig, zumindest aber unausgesprochen als majestätische *Causa prima* inthronisiert und – im Sinne der oben genannten Forschungsrichtungen – verantwortlich gemacht wird. Doch abgesehen davon, dass diese Gewichtung sehr schnell zur erst recht wieder essentialistischen Frage führt, ob denn nun das Militär für martialische Männlichkeits-Modelle verantwortlich war, oder ob die Armeen nicht von traditionellen Männlichkeits-Vorstellungen okkupiert oder geprägt worden sind, abgesehen davon also könnte es sein, dass der Männlichkeit, bzw. ihrer Kategorie damit zu viel Ehre erwiesen wird. Sozial- und geschlechtergeschichtliche Forschung, die sich mit dem Militär und mit Männlichkeit bzw. Geschlecht auseinandersetzt, müsste die Frage, welche Rolle man den Geschlechterrollen zuweist, als Teil des historisierten Gegenstandes erkennen, mithin erforschen, was man von vornherein nicht wissen kann: Welchen Rang der Indikator im Vergleich zu anderen Indikatoren einnimmt, und wie deren Relationen im Rahmen des militärischen Systems zu gewichten wären.

Genau das scheint aber ein weiteres Problem der Konzeption eines „Männer(t)raumes“ zu sein: Entweder begreift man diesen Raum schlicht als einen Raum, aus dem z. B. Frauen ausgeschlossen sind (und manche Stellen in Freverts Text weisen tatsächlich darauf hin, was nebenbei auf keine Kaserne und keinen Manöverplatz je zugetroffen hat), dann stünde man vor dem Problem, dass Frauen bzw. Weiblichkeit ja lediglich physisch-real abwesend, in den Männerköpfen sehr wohl aber anwesend sind, weil ja genau diese Köpfe die Differenz Mann/

Frau tragen und gerade aus psychoanalytischer Perspektive der Koch oder Feldweibel einer Kompanie sehr wohl zu einer Mutter werden kann. Oder aber man begreift den Männerraum als einen „sozialen Raum“, in dem Männlichkeit dominant ist, dann scheint es aber wenig sinnvoll zu sein, diesen Männerraum auf das Militär zu beschränken.

Zur ersten Denkmöglichkeit, dem Militär als Männerraum, aus dem Frauen physisch ausgeschlossen sind, ist anzumerken: Offiziersfrauen begleiteten – wenigstens in der k.(u.)k. Armee – ihre Männer auf Manöverritten, die Unteroffiziersfrauen der Ehen „erster Klasse“ schliefen mit ihren Männern angesichts notorischer Platzknappheit im Mannschaftssaal, zumindest aber in der Kaserne. Frauen, die bedingt durch Ehe oder Arbeit dem Militär angehörten, unterstanden auch der Militärgerichtsbarkeit.² Die Militär- bzw. Offizierswitwen waren für Beziehungskonfigurationen, etwa für außereheliche Paarbildungen nicht nur von quantitativer Bedeutung (jüngere Offiziere und Offizierswitwen, die beide sich nicht verhehelichen konnten, weil er die Heiratskaution nicht aufbringen konnte und weil sie ihre Witwenpension verloren hätte, bildeten gleichsam die Avantgarde der sogenannten „wilden Ehe“), desgleichen spielte die Zugehörigkeit zum Militär auf dem bürgerlichen Heiratsmarkt eine Rolle. Eine gar nicht geringe Zahl von Frauen war auch außerhalb familiärer oder militärischer Zusammenhänge für das Militär tätig, vor allem im Dienstleistungssektor. Nicht zu vergessen etwa ist die gegenseitige Anziehungskraft zwischen Militär und Prostitution, der die Polizeibehörden stets machtlos gegenüberstanden. Gerade die ästhetische Präsenz und Dominanz des Militärs setzte es allen Blicken aus, bzw. diese Dominanz gründete sich gerade auf diese – durchaus nicht selbstverständliche und durchaus subtilen Konjunkturen unterworfenen - Anerkennung und Bewunderung. Insofern ist bemerkenswert, dass Frevert zwar darauf verweist, dass gerade Soldaten ob ihres „sozialen“ Status von Frauen begehrt wurden, welche somit „die Zeichen der Stärke (...) positiv lasen“, dieser Umstand aber sofort über mütterliche Ängste vor der militärischen Verrohung *ausgeglichen* wird. Hinweise auf das keineswegs historische Faktum, dass Frauen oft *bewaffnete* Männer begehren, können nur im Kontrast zu Hinweisen auf die Güte mütterlicher Fürsorge auftauchen, als ob – um die genitale Sache aktuell zu machen – Frauen, die nicht Mütter sind, sich zu *entschuldigen* hätten, wenn sie für Bruce Willis (Die Hard I-III) Lust empfinden. Ein Umstand, der gerade durch die rezenten Debatten zu den Geschichten der Homosexualität vor Augen tritt.

Da diese erste Denkmöglichkeit kaum plausibel scheint, muss man sich auf die zweite Denkmöglichkeit einlassen, die einen „Männerraum“ unterstellt, in dem Männlichkeit bloß dominant ist. Dabei drängt sich jedoch die Frage auf, von welcher Männlichkeit hier überhaupt die Rede ist. Frevert zielt ausschließlich auf eine heterosexuell orientierte Männlichkeit, die jedoch nur eine Konstruktion war und ist. Nicht nur die Akten der militärischen Strafgerichtsbarkeit dokumentieren zahlreiche andere Möglichkeiten. Gerade das Offizierskorps mit seiner latenten Verachtung bürgerlicher Doppelmoral eröffnete sexuelle Spielräume, die zwar mit traditionellen Moralvorstellungen kollidierten, aber gleichwohl ganz andere Geschlechtsentwürfe als bloß heterosexuelle Gestalt annehmen ließen. Aber auch außerhalb des Militärs wurden alternative Männlichkeitsmodelle geformt: Frevert wirft berechtigterweise die Frage nach alternativen Männlichkeits-Entwürfen (neben Wissenschaft und Kirche wären auch Technik und Unternehmertum zu nennen) auf, denn bevor das Militär als dominant im Männerraum bezeichnet wird, müsste man sein Verhältnis zu anderen Subsystemen genau untersuchen. Denn keineswegs war das militärische Männlichkeitsmodell unangefochten dominant. Nicht nur die tiefe und - nebenbei gesagt - sehr häufige Skepsis jener Väter, deren heiratsfähige Töchter sich auf dem Heiratsmarkt mit Kandidaten militärischer Provenienz einließen, zeugt davon: Auf allen Ebenen zeigen politische Diskussionen in den Jahrzehnten

vor 1914, dass das Militär und seine spezifische Manneszucht in vielfältiger Weise der Kritik ausgesetzt waren. Es entstand vor und um 1900 nicht nur eine Anti-Duell-Bewegung, es formierte sich auch ein fundamentaler Pazifismus und Antimilitarismus. Zudem verdichtete sich die – keineswegs nur von Sozialdemokraten vorgebrachte - Kritik nicht nur an militärischen Abrichtungs- und Drillmethoden oder an der exorbitant hohen Selbstmordrate, sondern auch am militärischen Strafrecht, das mehrfach reformiert wurde. Auffällig waren auch die permanenten und hartnäckigen Versuche zahlreicher Regionalpolitiker, Befreiungen vom Militärdienst zu erreichen. Diese Versuche waren zwar meist ökonomisch begründet, zeigen aber dennoch, dass die Opferwilligkeit dem militärischen Modell gegenüber seine Grenzen hatte.

Das führt aber zur letzten Schwierigkeit, die das vorgestellte Forschungskonzept aufweist: Ohne empirische Erforschung der Kräfteverhältnisse und Dominanten können all diese Fragen nicht beantwortet werden. Und Empirie heißt hier eben nicht, vergangene Wirklichkeiten anhand supponierter alltäglicher „Kontext-Realitäten“ zu re-konstruieren, sondern meint das methodisch geleitete Erstellen und Konstruieren von funktionalen Modellen anhand einer aktuell definierten und ausgewählten Text- und Kontextsammlung, die dann einer Periodisierung und Chronologisierung zugeführt werden kann. Die Frage nach der Funktion des Geschlechts bzw. der Männlichkeit müsste selbst empirischer Kontrolle unterworfen werden. Erst danach könnte sich vielleicht herausstellen, dass unter Umständen ein - in sich vielfältig gebrochener - Männerraum existiert hat, und welche Rolle das Militär dabei spielte.

Angesichts der rund 100 Jahre zurückliegenden Drucklegung von Freuds Traumdeutung samt ihren individuellen Fallgeschichten – und eingedenk der Leistungen des psychoanalytischen und dekonstruktiven Feminismus – sei abschließend kurz angemerkt, dass die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts keinerlei Datensätze zur Verfügung stellte, die auch nur eine erste Hypothesenbildung zur Massenpsychologie oder -soziologie der Träume – seien es die von Männern, seien es die von Frauen – erlauben würde. Die Geschlechtergeschichte bildet dahingehend noch keine Ausnahme. Mithin gilt für Männerträume dasselbe wie für deren Räume.

¹ Vgl. Joan Wallach Scott, The Evidence of Experience, in: Critical Inquiry 17 (Summer 1991), 773-797.

² Vgl. Ferdinand Schmid, Das Heeresrecht der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Wien u. Leipzig 1908, 515.